

# J U G E N D

NUMMER 19 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



H. Barrenscheen

## DER TEUFEL AN BORD

Von Elbe Heye

Pastors Karl und ich waren in den Juliferien bei dem Doktor Christoph Dunker, bei Christoph Kolombus. So riefen die Leute in dem kleinen Fischerdorf hinterm Deich ihren jungen Arzt, er war ein Jahr als Schiffsarzt gefahren und hatte scharfe Augen und eine gute Nase für Wind und Wetter. Und da die Männer und Frauen im Sommer keine Zeit hatten, sich in die Betten zu legen und krank zu sein, konnte Kolombus mit uns beiden immer am Deich und im Vorland am Strand herumströmen. Aber er mußte stets in der Nähe des Gastwirts Parjens am Siel bleiben; wenn man dort am Telefon den Arzt rief, stieg der Wirt oben auf den Deich und schwenkte eine große blaue Kaffeedecke von seinem Gartentisch als Fahnsignal für Dunker, dann lief der Arzt an sein Motorrad, das immer an der großen Pappel am Siel bereitstand.

So lagen wir immer ein wenig an kurzer Kette angepflockt, aber unseren kleinen Umkreis durchhiefen und durchwühlten wir so gründlich, daß uns jeder Grashalm und jede weiße Muschelschale bekannt war und jeder angetriebene Flaschenkorken und Strunk einer alten Bastmatte für uns seine Geschichte hatte. Wenn wir einmal den Weg nahmen um den großen Deichknick herum, war es wie ein Vorstoßen, wie eine Expedition ins Neue, Ungewohnte, und immer mußte einer von uns dreien wieder zurücklaufen, auf den Deich klettern und Ausschau halten, ob auch die blaue Flagge winkte. „Jungens, ich wette, wenn wir uns nur einmal hier hinter der Deichbiegung in der Fremde ansiedeln, dann hat gerade Fortuna gerufen und wollte mir eine kleine Epidemie im Dorf oder doch mindestens einen ordentlichen Armbruch schenken — man soll dem Weib nie außer Rufweite sein!“ Wir waren solche handfeste Rede gewohnt von meinem Onkel Eduard, dem alten Arzt zu Haus, den Kolombus wie auch den Vater Karls, den Pastor, verehrte. Wir Knaben zählten immer, wie oft Dunker so nebenbei im Tag die beiden alten Männer erwähnte — er sah zuletzt unser Aufmerken und sagte resch: „Ich red' mit euch Satansbrut so, daß ihr kein Heimweh bekommt.“ Heimweh? Heimweh, hier bei Christoph Kolombus?

Abends saßen wir unter der Lampe und knobelten, wer in der Nacht mit dem Arzt fahren dürfe, wenn das Telefon durchs Haus schrie oder ein Mensch zaghaft gegen die Fenster pochte und Dunker rufen würde.

Am Freitag gab es Sturm. Ich hatte am Abend zehn Augen gewürfelt, Karl nur acht: Nun saß ich da, schloß die Augen und wünschte stark eine Fahrt in dieser Nacht. Es heulte uns Haus, und die hohen Pappeln sangen. Kolombus hatte vor dem Abendessen noch einen Brief von der Post geholt, er lehnte tief versunken im großen Stuhl am Schreibtisch, während wir die Würfelbecher schüttelten. Er schrak auf, als wir eine Zeitlang stille waren, die Ellenbogen auf den Tisch stemmten und die Hände gegen die Backen knautschten und ihn unverwandt anstarrten. Karl fragte mit der tiefen Stimme seines Vaters im pastoralen Ton: „Und hat der große Christoph Kolombus von seiner Königin ein leutseliges Schreiben empfangen?“ Er wischte noch rechtzeitig hinter dem Tisch hervor und sprang in die Küche zu Mutter Bardenhagen hinaus und blieb dort lange. Dunker sagte: „Der ist bei den Kompottgläsern — und du?“ — „Ich lass' ihn fressen, ich hab' beim Knobeln zehn Augen geworfen und fahre mit Christoph Kolombus.“ — „Es stürmt diese Nacht, Junge.“ — „Werden wir rausmüssen?“ — „Der Fischer Kruse hat mir sagen lassen, seine Frau liege in den Wehen. Die Hebamme ist schon dort, vielleicht werd' ich noch gerufen.“ — „Lassen Sie mich dann nicht schlafen, bitte.“ — Mitten in der Nacht um 2 Uhr ging es los. Ich hatte selbst das

Telephon geholt und war rasch in die Kleider gefahren und auf die Diele nach dem Motorrad gelaufen. Dunker schlich durch das Haus, er hatte mich schlafen lassen wollen bei diesem Wetter, er kam auf Zehenspitzen, aber ich sah, daß er sich freute, als er mich schon hinter der Maschine stehen fand. Wir fuhren mit dem Sturm im Rücken. „Jetzt ein anständiges Segel hoch, und wir könnten fahren still wie der fliegende Holländer. Halt' dich fest, Junge!“

Ich saß am Herd in der Küche des Fischerhauses und hockte in einem tiefen Lehnstuhl, die Beine angezogen auf den Sitz, und sah zwischen Wachen und Träumen immer den Fischer Kruse vor mir auf- und niedergehen; die Frau lag in der Stube nebenan im Alkoven und wimmerte leise. Oftmals strich der Mann nah an mir vorüber in seinem Wandern von Wand zu Wand im engen Raum, und ich spürte, daß es ihm eine Wohltat war, ein lebendes Wesen nahe bei sich in seiner Einsamkeit zu haben. Er sprach kein Wort mit mir, aber manchmal berührte seine Hand meine Ellenbogen — da streckte ich vorsichtig den Arm noch ein wenig weiter vor über die Lehne des Stuhles hinaus. — Gegen Morgen kam Dunker heraus und nahm den Fischer bei beiden Schultern: „Kruse — Vadder, es ist ein Junge — und nun kommen Sie herein.“

Wir waren wieder draußen, Dunker schob das Motorrad auf den Weg, er brumte: „Ein Junge, gut geholt, wie es sich für einen jungen Medizinmann gehört, der sich der Freundschaft seines Onkels Eduard würdig erweisen will. — Rauf auf Rad! Und nun festhalten und nicht einschlafen, denk nicht: Ein Junge neu in der Welt, da kann ein anderer hinten vom Rad verschütt gehen!“ Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne kam aus grauen Schleieren hinter der Pappelreihe der Straße nach der Geest hoch. Dunker drehte den Kopf halb herum im Fahren: „Jetzt ins warme Bett.“ Ich kniff ihn in den Arm, bis er lachte: „Wir fahren noch rasch am Siel über den Deich, will mal sehen, ob es in dieser Höllenacht Strandgut gegeben hat. Kennst du das alte Kirchengöbet hier im Land? Gott segne den Strand!“ — „Kolombus, wenn nun ein Ozeandampfer aufgelaufen ist im Watt und so zweihundert bis dreihundert Passagiere verletzt sind —“, da bremste Dunker scharf, hielt an, wandte sich zu mir um und haute mir eins hinter die Ohren, daß ich fast vom Sitz geflogen wäre. Dann fuhr er weiter. Ich trommelte auf seinem Rücken: „Wegen Strandgut, Kolombus!“ Er knurrte und piff im Fahren.

Draußen war Ebbe, blank und weit lag der Schlick. Drei Fischer standen vorm Deich und guckten hinaus in das Watt. Jetzt sahen wir dort hinten ganz im Morgengrauen einen dunklen Punkt, wie einen dicken Klotz in der Leere liegen: Ein Schiff. „Kleiner Fischtkutter, wird wohl auf dem Schlick aufsitzen“, meinte Dunker. — „Und da! Sehen Sie den Punkt zwischen Schiff und uns?“ — Wir traten an die Fischer heran, einer sah durch sein langes Fernrohr. „Der kommt angesprungen, ist sicher der Junge vom Kutter. Ob sein Baas über Bord gegangen ist in der Deubelsnacht?“ Dunker sagte: „Achterm Deich ist bei Mathias Kruse heut morgen ein neuer Baas geboren, ein strammer Junge — Ersatz ist immer da.“ Die Fischer knurrten: „Deubelsdoktor“ und stießen dem Arzt in die Seite; ich sah, daß sie ihn liebten und darum einmal mit der Hand hinlangen mußten. Der Junge kam aus dem Watt. Wir liefen ihm entgegen. Todmatt war er, grün im Gesicht, die Augen voll Tränen, und die Arme hingen ihm schlaff herunter und baumelten am Körper wie zwei dicke Teuenden.

Dunker fing ihn in den Armen auf und hielt ihn an seiner Brust, die Fischer gaben dem Jungen einen Schluck aus der Flasche — da heulte er los und wimmerte in holländischer Sprache wirres



Drei Seebären

Otto D. Franz (München)

Zeug und wies zurück auf den Kutter im Schlick. Der Arzt ließ ihn ruhig ausweinen, er hatte aus dem krausen Reden und aus den Tränen schon verstanden: „Der Baas liegt im Schiff, irgendein schweres Stück ist ihm aufs Bein gefallen in der Nacht, Blut unter ihm.“

Die Flut lief wohl schon auf, aber erst in einer Stunde konnte ein Boot beim Schiff sein. Dunker befahl: „Den Jungen ins Haus, zu Gastwirt Parjens ins Bett. Ihr drei Mann nehmt den Schlitten vom Rettungsboot, kleine Jolle rauf und hin übers Watt gezogen, bis ihr Wasser kriegt und rudern könnt! Ich fahre mit meinem Rad voraus, vielleicht komme ich noch an Bord, ehe das Wasser da ist.“ Der eine Fischer warnte: „Und wenn der Kutter hinter dem Querriehl liegt? Dann stehen Sie mit dem Rad im Wasser.“ — „Eibe kommt mit mir, dann kann ich hinüberschwimmen, und er hält das Rad im auflaufenden Wasser, bis ihr da seid, Topp?“ — „Good, los, Doktor! Aber die Zeit ist knapp, für euch zwei.“ — „Vielleicht noch mehr für den kranken Mann an Bord.“ — „Föhr to, Deubelsdoktor, wie kamt!“

So fuhren wir los in das weite Watt hinein. Der Boden war fest wie eine Tenne und lag in weichen Wellen vor uns, fein gekörnt und geriefelt der Sand — es war eine Fahrt wie auf der Rennbahn. Das Schiff da draußen in der Leere des Watts wuchs vor uns auf, als ob es uns entgegenführe, als ob es Elle habe, in seinem Drängen den Arzt an Bord zu nehmen.

Dann kam zwischen dem festen Sandwatt schlickige Fläche, Dunker mußte langsamer fahren, wir schwankten leicht, das Hinterrad unter mir kam ins Gllitschen. Dunker fluchte leise vor

sich hin, immer langsamer mußte er das Tempo nehmen, ich sah, daß ihm die Arme zitterten beim Halten der Maschine. Das Rad rutschte weg, wir legten uns seitwärts in den Schlick — so ganz einfach und wie gewollt, und hatten noch gerade Zeit, uns rollen zu lassen und unsere Beine anzuziehen, daß sie frei blieben von der schweren knatternden Maschine. Ich sah im Liegen den Strand und den Deich schon so weit weg hinter uns wie einen schwarzen Tuschestrich quer am grauen Morgenhimmel. Weiter ging es wieder. Wenn der Boden fester wurde, brummte das Rad voran, daß es mir herrlich durch den ganzen Körper sang. Dunker brüllte: „Angst, Eibe?“ Ich hielt ihn an seiner Schulter und drückte die Hand auf das Leder seiner Jacke. Angst mit Christoph Kolumbus? — Ein paar Möven schrien um uns, stießen heran und fegten nahe übers unsere Köpfe hin, dort rechts von uns lag der erhöhte Vogelsand mit den Brutplätzen. „Eibe, der Querriehl!“

Blank wie ein Silberblatt lag vor uns das Wasser in der Rinne. Wir fuhren rasch hinein. Stopp — aus! Und nun in der Stille hörten wir, wie von fern die Flut kam, hörten dieses lange donnernde Rollen und sahen schon da vorn den scharfen hellen Strich der Kämme. Im Priel war das Wasser auch schon im Sich-Bewegen, war im Kreisen, im dunklen Wirbeln, es lief auf und drängte den Priel hinauf im Strömen nach Norden hin. Fünfzig Schritte jenseits der Rinne saß der kleine Kutter auf dem Schlick mit dem Heck tief eingeschoben und eingewühlt. Das Schiff lag geneigt, wie der Ebbestrom nach der hohen Flut im Sturm der Nacht es gelegt hatte, uns die hohe Bordkante zu-

gekehrt, mit der tieferen Seite nach der See hin. Wir konnten nicht auf das Deck sehen, wo der Baas liegen sollte mit krankem Bein. Blud unter ihm.

Ich schrak auf aus meinen Gedanken um den Holländer Fischer dort im Schiff. Dunker zog sich gerade schon das Hemd über den Kopf und stand nun wie Adam da und sagte: „Pack mein Zeug oben aufs Rad, halt aus im Wasser: Da hinter uns kommen die Männer mit dem Boot auf dem Schlitzen. Ich muß rüber, Junge. Halt dich am Rad fest, steh breitbeinig gegen die Flut gestemmt, Ohren steil!“ Er griff seine Tasche mit den Instrumenten und lief an den Priel. Bis an die Knie ging ihm das Wasser, dann bis an die Hüfte, dann bis unter die Arme. Er nahm die Tasche zwischen die Zähne, und während er zu schwimmen begann, hielt er den Kopf hoch wie ein Hund, der im Wasser paddelt. Dann rollte er sich auf den Rücken und warf die Tasche immer so, daß sie nicht ganz ins Wasser tauchen konnte.

Jetzt war er durch, das auflaufende Wasser hatte ihn mächtig nach rechts gedrückt beim Schwimmen, doch er erreichte die Kante, aber drüben war es nicht fest wie an dieser Seite. Immer sah ich, wie er versuchte, Grund unter die Füße zu bekommen, immer sackte er wieder weg und mußte halb im Schwimmen auf dem Schlick entlangrutschen und sich rollen. Und als er endlich drüben war und aufstand, war er kein heller Adam mehr, durch den grauen Schlamm um ihn guckte nur hier und da noch das blanke Fleisch. Ich mußte an unsere gescheckte Kuh denken und lachte und freute mich, daß ich den Kerl einmal so dreckig gesehen hatte, wie Pastors Karl ihn noch nie sah. Der lag jetzt wohl warm in seinem Bett und schnarchte so laut, und ich konnte ihm nicht mal die Nase zücken.

Das Donnern der Flut wurde lauter, ich fühlte mich auf einmal so allein und sah immer ganz fest zu Dunker hinüber — nur nicht anderwärts hinschauen, nur allein dorthin, der Mann läßt dich nicht im Stich, wenn das Wasser da ist, wenn es dir an den Beinen aufsteigt und dir die Wellen gegen den Leib schlagen werden!

Jetzt lief er um das Schiff herum und stieg wohl über diejenige Bordwand, die Tasche hatte er wieder im Mund, daß er sich die Hände freireiben konnte vom Schlick. Ich sah ihn oben über der Bordkante auftauchen, groß stand er auf Deck vor dem grauen Himmel im Morgen, und es war mir, als ob er noch immer wüchse — da hörte ich durch das Röhren der Flut eine tiefe Stimme aufbrüllen aus dem Schiff und sah, daß irgendjemand, der unter der Bordkante war, der dort auf dem Deck liegen mußte, einen dicken Knüppel aufschwung. Dunker ruderte mit beiden Händen durch die Luft, ich sah, daß er redete und schrie gegen die Stelle auf Deck unten am Mast hin. Dann ging er näher heran, aber der Knüppel schlug zu nach ihm hin, so daß der Arzt zuckersprang, rasch und gewandt wie ein Kater. Er ging wieder voran, aber der Knüppel sauste wieder hoch und schlug zu. So kam der dreckige Adam mit seiner schwarzen Tasche in der Hand in ein Hin- und Herspringen, daß ich vor Lachen mir die Seiten halten mußte.

Da versuchte er eine List, er turnte oben auf der höheren Bordkante entlang und wollte an der Mitte vorbei und an den Bug kommen, aber der Knüppel war zu lang. Dunker mußte schnell oben von Bord auf den Schlick hinunterspringen, sonst hätte es ihn getroffen. Er lief rasch außen am Schiff hin, griff vorn an der Spitze nach oben hoch die Bordkante, kam mit einem Klammzug über Deck, vorsichtig mit dem Kopf erst, warf dann einen Arm über die Kante und stemmte die Beine gegen die Außenwand und schob sich mit dem Leib hinüber. Ich sah, wie ihm das Holz den Schlick abschabte von der Haut, daß es aussah, als habe er nun eine weiße Schürze vorgebunden. Dann turnte er vorn über die Schiffshütte wieder gegen den Mast hin. Aber der Knüppel sauste wieder durch die Luft hin zu ihm, daß er wieder oben auf die Hütte springen mußte. Dort stand er, der Körper zuckte vom Kopf bis zu den Beinen. Er mußte sicherlich sehr brüllen — ich konnte ja nichts mehr hören vor dem Lärmen des Wassers nahe, so nahe — gewiß brüllte der Mann, der auf Deck lag, ebenso gegen ihn an. — Da sah ich, daß Dunker sich mit beiden Händen an den Kopf griff, und ich sah, daß er ganz verzagt wurde und stille stand oben auf der erhöhten Hütte vor dem Himmel.

Nun zog ich mich auch rasch aus, legte alle unsere Kleider oben auf den Sattel, band die Lederjacke des Doktors um unser Zeug fest. Ich rüttelte und wackelte am Rade, es stand fest, die Nase gegen das Wasser gerichtet, das jetzt schon immer höher kam und über die Ränder des Priels zu steigen begann.

Der Schlitzen mit dem Boot war nicht mehr weit. Bevor das Rad ersaufen mußte, würden die drei Männer Wasser genug haben für die Jolle und rasch noch heranrudern können gegen die Wellen der Flut.

Ich lief durch das Wasser in den Priel. Es hieb mich auf die Seite, es riß mich hin wie eine Faust aus dem Tiefen, daß ich nach Luft schnappte und mir das Herz wie stille stand, aber dann konnte ich schwimmen. Ganz rasch nach rechts den Priel hinauf trieb mich die Flut, in einem Wirbel kam ich ins Kreisen, aber ich konnte doch wieder herauskommen. Ich arbeitete ruhig und stetig und kam hinüber. Nun sah ich auch vorm Schlick und arbeitete mich langsam vor im Rutschen und Schwimmen und Rollen, wie ich es bei Dunker gesehen hatte. Es würgte mich am Hals, es war mir, als ob tausend Hände mich ziehend hielten und nicht lassen wollten. Ich war so matt, daß ich noch einmal lang hinschlug, als ich schon aus dem Wasser war, so hatte ich dazu auch noch das Gesicht voll Lehm und mußte mir die Augen freigraben und freiwischen aus dem Schlick.

Dann lief ich ran an den Kutter. Dunker sah mich, sprang auf einmal vor an dem Mast vorbei, der Knüppel hatte ihn nicht getroffen. Ich ging herum um das Schiff und sah über die Bordkante. Unten vorm Mast lag der alte Baas, der Holländer, mit dem langen Stock in der Hand, die Beine weit gespreizt und eine Lache Blut unter ihm. Der Oberkörper war auf einem Ballen von Segeltuch etwas erhöht. Jetzt sah der Alte meinen Kopf und sah, daß ich auch über die Bordwand kletterte. Dunker rief mir zu: „Der Holländer ist voll Spirit, bis oben hin voll Brantntwein. Er meint, der Deubel ist über Bord gekommen aus der See und will ihn holen. Der Kerl versteht von mir kein Wort, nicht Deutsch, nicht Englisch.“

Der Alte hatte die Augen weit aufgerissen, jetzt glaubte er, daß noch ein schwarzer Teufel — ein junger — aus dem Meer gestiegen sei, er schluckte auf in seinem Trank, und wir sahen gerade noch, wie er plötzlich unter sein Segeltuchkissen griff — „Eibe, spring über Bord!“ Aber da kam es auch schon wie ein großer dicker Stein angefliegen aus der Baashand. Dunker war rasch und fing auf mit beiden Händen wie beim Fangballspiel. Es war eine große bauchige Tonkrüde. Kolumbus rief daran und zog den Korken heraus: Der Brantntweinbuddel des Alten! Dunker roch wieder und wischte mit der Hand den Hals der Flasche rein, rief: „Gooden Genever!“ und trank einen langen Schluck. „Genever, Baas!“ — Ich schrie auch: „Klaren Genever, Baas! Ohler Holländer, ohler Suppt!“

Die Augen des Alten sahen uns unverwandt an, das Erschrecken wich etwas aus seinem Gesicht, als er den nackten Mann dort trinken sah aus seiner Flasche und ihn immer „Genever“ rufen hörte, aber in den Augen blieb ein gespanntes Aufmerken, wie ein starkes Lauern. Da sah sich Dunker den Krug an: Vorn war erhaben und in Farbe bunt gebrannt eine Szene aus der Bibel: Jesus auf dem Weg nach Golgatha, das Kreuz tragend. — Dunker lachte laut auf, jetzt wußte er um das Lauern der Augen des Alten. Er strich mit den Fingern immer über das Bild und nahm auch meine Hände und legte sie auf die Krüde: Da der Alte sah, daß unsere Finger dort nicht zu rauchen und zu glühen begannen und wir ihn ruhig ansahen und „Genever“ sangen, wich auf einmal seine Angst, er legte den Knüppel beiseite, und in seine Augen kam der ganze Jammer seiner großen Schmerzen. Dunker ging rasch hinzu, kniete nieder bei dem Baas, rückte und bettete ihm den Oberkörper gut auf dem Ballen hin, und als ich ihm die Tasche reichte, nahm er rasch Messer und Scheren und schnitt dem Kranken die Hose vom blutenden Bein, er schälte das angetrocknete verkrustete Zeug langsam vom Fleisch ab.

Der Alte zuckte immer zusammen und stöhnte, dann hob er auf einmal seine Hand und langte in Dunktors Wuschelhaare, und der Arzt lachte ihm zu und brabbelte durch alle Sprachen: deutsch, portugiesisch, englisch und alles miteinander gemengt sein „Keine Hörner auf dem Kopf, Baas!“ Und der Alte verstand ihn und zog den Mund breit zu einem glücklichen Lächeln. Aber wenn dann wieder die Schmerzen kamen, zitterte seine Hand und er patschte sie schwer auf den Rücken des nackten Doktors, daß seine Hand und die fünf dicken gespreizten Finger helle Bilder und Zeichen in den Schlick auf Dunktors Haut malten.

Kolumbus rief: „Hol' ein Brett zum Schien!“ Ich brachte ein flaches Stück Holz, wir schoben es unter das Bein, dabei kam ich nahe an den Alten, und er griff auch mir auf den Kopf und streichelte mir durch die Haare, und ich lachte: „Nix Hörns, nix Duktors, Baas!“ Er lächelte wih unter seinen Schmerzen, und da Dunker gerade zu binden und zu schnüren begann, zuckte der Alte immer wieder zusammen, seine Hand war heruntergerutscht



Studie aus  
der Bretagne

Otto D. Franz  
(München)

von meinem Kopf, war mir über den Rücken geglitten, und dann hatten die Finger mein linkes Bein oben am Schenkel erwischt und krampten sich dort fest ins Fleisch. Ich fuhr auf und sah seine andere Hand in das Segeltuch fassen und sah an dem groben Leinen in seinen Fingern, wie meine Haut und mein Fleisch sich wohl auch krümmten und falteten unter dem Griff. Ich zappelte und wimmerte und schrie, aber die Finger saßen fest. Dunker konnte keine Hand frei haben und mir helfen, darum fluchte er: „Halt aus, Jung!“ Und so mußte ich aushalten in der Zange des Alten, bis ich einmal die Finger etwas lockerer glaubte, da sprang ich vor und riß mich raus aus der Klammer und war mit einem Satz über die Bordwand, hielt mich fest am Rand und kühlte meinen geschundenen Schenkel in den Wellen. Das Wasser schoß längst um unser Schiff, immer gab es schon Stöße durch den ganzen zitternden Rumpf unter den Wogen, die stetig und hoch herandünften. Jetzt kam eine große Welle mit einer hohen weißen Krone und warf mich auf und wieder über Bord auf das Deck.

Dunker war fertig, der Alte hatte die Augen geschlossen und schlief fest in seinem Rausch, es lag nach der Angst und all den Schmerzen wie eine Seligkeit auf seinem Gesicht. Ich mußte dem Arzt meine Rückwand zeigen, Kolombus wusch sie mir mit dem Genever aus dem Krug mit dem heiligen Bild, aber es war doch wie ein Höllenbrand, daß mir die Tränen rannen und mir als dreckige Tropfen aus meinem schwarzen Gesicht fielen. Da schöpfte Dunker Wasser über der Bordwand und wusch mir das Gesicht — ich hielt die Augen fest geschlossen und meinte meiner Mutter Hände zu fühlen. —

Jetzt guckten wir über die hohe Bordkante: Das Boot war da, die Männer hatten das Motorrad schon vorne hereingehoben, der Fischer Martens hing ein Segeltuch hinüber gegen die Spritzer von den Brechern der Flutwellen. Nun hielten sie das Boot im Wellenschatten unseres Kutters und kamen heran. Als sie festgemacht und wir zwei Mann über die Wand gezogen hatten, nahm der dritte im Boot Wolle und Lappen und fing schon an, das Rad des Doktors zu putzen und zu ölen.

Dunker rief hinunter: „Martens, mein Bück!“ — Ist weggeschwommen, alles Zeug ging los, ehe wir ankamen, rein in den Ozean, wird wohl irgendwo antreiben nächste Woche —, und der Mann lachte: „Ist ja Sommerszeit und warm, Doktor —“

Da sagte Dunker leise zu mir: „Junge, kleiner Mitdeubel an Bord, hin ist hin, ja, wird wohl antreiben irgendwo nächste Woche, aber ich habe Glück, daß ich den Brief gestern Abend aus der Jackentasche nahm.“ — Ich piffte durch die Zähne: „Den Brief mit der feinen Schrift?“ und wurde ganz neugierig. Er knurrte: „Halt's Maul!“ Da sagte ich so nebenbei: „Der Brief liegt auf dem Schreibtisch. Pastors Karl wird ihn wohl zum Frühstück lesen, ich traue dem nicht.“ Dunker wollte mich packen und schrie: „Komm, neu einreiben mit dem Genever!“ Aber ich sprang hinter den Mast.

Der Arzt sah nach dem schlafenden Mann, dann krochen wir in die Hütte und suchten im Kleiderschrank des Alten und des Schiffsjungen Hemd und Hosen für uns und kamen wieder an Deck in einem Anzug, daß dem Fischer Fietje Gerken die Tränen nur so aus den Augen sprangen und der andere ein Lachen bellte wie ein alter Seehund.

Aus dem Siel kam jetzt das große Fischerboot, wir hörten den Motor immer näher knattern. Dann war es da, und die Männer warfen uns die Tawe zu, und das starke Boot riß in den Wellen der hohen Flut unsern kleinen Kutter los aus dem Schlick und nahm uns ins Schlepptau nach dem Land zu.

Ich stand vorn oben auf der Hütte und hielt mir mit beiden Händen Hose und Hemd frei von meinem schmerzenden Schenkel, daß die Fischer hinter mir brüllten vor Lachen. Kolombus war neben mir, hatte die Geneverkrücke im Arm und lachte „Strandung, Eibe“, und sang ein Lied von der christlichen Seefahrt. Aber als er im dritten Vers gar zu deutlich auch mein geschundenes Bein in der Hose besang, nahm ich die eine Hand hoch und griff ihm voll in die Haare und schrie ihm zu, immer in sein Lied hinein: „Deubelskolombus, Deubelskolombus!“ Er verzog sein Gesicht, und da er keinen Reim finden konnte auf mein Geschrei für seinen vierten Vers, gab er sein Singen auf.

Als er sich wieder über den kranken Mann gebeugt hatte und sorgte, daß er in seinem tiefen Schlaf auch gut liege unter dem Mast, sah er die zwei Schiffer ganz verwundert an, daß sie ihm dabei mit breitem Grinsen zuschauten. Aber erst als sie ihm zuwinkten, merkte er, daß er sein Strandung, seinen bunten Geneverkrug, noch immer fest im Arm hielt wie einen Schatz, den er an diesem Morgen gehoben hatte.

# Wer andern eine Grube gräbt . . .

von Karl G. Gösselle

In Ravensburg lebte vor Zeiten ein Bäcker, der Zuckerbrezeln backen konnte wie kein anderer weit und breit in Oberschwaben. Er hieß Franz Rommelsperger und er war ein dicker und gemütvoller Mann. Er stand häufig des Abends nach getaner Arbeit unter der Tür seines Ladens, eine weiße Schürze vor dem Bauch und ein besticktes Klippchen über der Glätze, das Leben auf der Straße mit wachen Augen und wohlwollenden Mienen betrachtend. Und da konnte sich's wohl ereignen, daß eine zufriedene Kundin im Vorübergehen fragte:

„Meischer Bäck, wie machet Ihr's bloß, daß Eure Zuckerbrezle so ganz besonders zart und delikat schmecket?“

Und da erwiderte dann Franz Rommelsperger bescheiden und doch selbstbewußt:

„Auf de Butter kommt's a, werte Frau Nachbara, mr darf net mit dem Butter schparel!“

Daß es auf die Butter ankomme, das brachte man eines Tages dem Bäuerlein Frieder Junker aus Topfenhardt zu Ohren, und den ging es allerhand an. Er war nämlich der Butterlieferant des Meisters Rommelsperger und er wanderte alle Wochen einmal von Topfenhardt nach Ravensburg, um dem Bäcker fünf Kilo der besten Topfenhardter Butter zu überbringen. Er erhielt dafür jeweils fünf Kilo Brot und das übrige in Münze. Um diese Münze wurde zwischen Bäcker und Bäuerlein jeweils ein erbitterter Kampf ausgefochten, denn Franz Rommelsperger war geizig und suchte den gerechten Preis des Bäuerleins zu drücken. Sie wurden aber dann nach langem Feilschen für gewöhnlich doch handelseinig.

Frieder Junker war ebenso schlau wie Franz Rommelsperger geizig war. Nachdem er gehört hatte, daß es auf die Butter ankomme, erhöhte er den Butterpreis um eine Kleinigkeit in der Berechnung, daß er — wenn er am Ende den Aufschlag wieder nachlasse — doch noch den üblichen Handelspreis erziele und nicht weniger wie bisher. Da kam er aber bei dem Bäckermeister schon an. Zuerst wollte Franz Rommelsperger gar nichts abnehmen. Als das Bäuerlein im Begriff war, die Tür von draußen zuzumachen, wurde es zurückgerufen, und dann begann ein

Handeln bis zur Bewußtlosigkeit. Als der Brezelbäcker merkte, daß er nicht weiterkomme, tat er so, als ob er einverstanden sei, und seufzend und jammernd zahlte er etwas mehr als ehemals. Zutiefst innerlich war er bitterböse und suchte Frieder Junker hineinzulegen.

Nachdem er die Butter in Empfang genommen, machte er ein scheinheiliges Gesicht und sagte:

„Do ka i jo gelei mei frischgeichte Waag ausprobierel!“

Er legte ein fünfkilogrammiges in die eine und die Topfenhardter Butter in die andere Waagschale. Und siehe da, die Butter wurde um mehr als ein Pfund zu leicht befunden. Jetzt aber hätten ihr sehen sollen, wie Freund Rommelsperger fuchsteufelswild herumfuhrwarte und auftrumpfte! Er nannte das Bäuerlein einen Jauner und Gauner, einen Lügner und Betrüger. Und dann rief er — die Verkörperung empörten Rechtsgefühls — das Auge des Gesetzes herbei. Frieder Junker verlegte sich nicht etwa aufs Bitten; er rannte auch nicht davon, obwohl er dazu Gelegenheit gehabt hätte; er ließ alles schmunzelnd über sich ergehen und verhielt sich wie ein Mann, der wußte, daß ihm keiner konnte. Oh, wenn der Bäckermeister Rommelsperger doch weniger Geiz und mehr Menschenkenntnis besessen hätte!

Die Polizei rückte an in Gestalt des Schutzmans Jakob Künkeln. Sie zwirbelte sich den riesengroßen, mundbeschattenden Schnauzbart und schlippte mit dem Zeigefinger Stäubchen von der goldbebotenen Uniform, während der Bäckermeister den Tatbestand herausprustete. Als vorsichtiger Mann schritt aber Jakob Künkeln trotz des sprechenden Beweises in der Waagschale nicht gleich zur Verhaftung, sondern fragte formgemäß und stählerne Blicke schießend, jeder Zoll ein Schutzmans:

„Schuldiger, hent se no ebbes zum sage?“

Und das hatte dieser allerdings. Das Bäuerlein aus Topfenhardt setzte sein pfiffigstes Gesicht auf und dann sprudelte es in die Gegend:

„Herr Polizeirat, i han keine Gwichter zhaus ghet, ond deshalb han i em Bäckmeister Rommelsperger sei Brot als Gwicht gnommal!“

Der Bauer entnahm seinem Tragkorb die fünf Kilo Brot, die er vor einer Weile von dem Brezelbäcker erhalten hatte, und legte sie statt der Kilomaße auf die Waage. Und es trat ein, was nicht zu ändern war: Das Zünglein an der Waage drehte sich langsam, bis die Schale mit der Butter unten aufsaß und die Schale mit dem Brot oben schwebte. Jetzt war der Bäcker an der Reihe, totenbläß zu werden.

So kam es, daß nicht Frieder Junker von Jakob Künkeln verhaftet wurde, sondern Franz Rommelsperger. Und so kam es, daß die Ravensburger ihren fähigsten Brezelbäcker los wurden, denn ein hohes Ravensburger Gericht konnte nicht anders als dem Franz Rommelsperger die Handels- und Backerlaubnis entziehen, weil er ehrlos und volksschädigend gehandelt hatte.

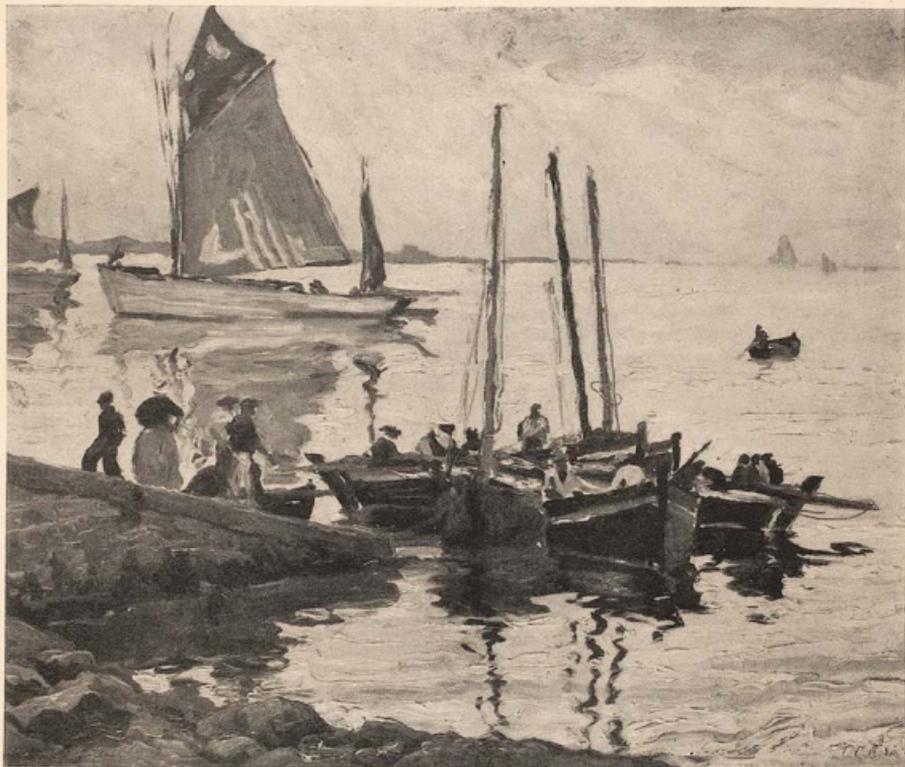
Auch Frieder Junker wurde dieser Sache wegen nicht froh. Denn erstens mußte er eine Buße bezahlen, weil er statt der Gewichtsteine Brot verwendet hatte. Und zweitens mußte er nach neuem Absatz suchen für seine echte Topfenhardter Butter. Er tröstete sich aber in dem Gedanken, den Handel nicht provoziert zu haben.

Gewinn von der Geschichte hatten nur die Topfenhardter. Denn sie gelten seither vom Bodensee bis nach Ulm und vom Bussen bis hinein ins Allgäu als überaus schlau. Und niemand — insbesondere kein Ravensburger — wagt mehr, einen Topfenhardter zu übervorteilen.



Studienkopf

A. Herrmann



Sardinenfischer in der Bretagne

Otto D. Franz (München)

Zum 150. Geburtstag des schwäbischen Dichters

Ludwig Uhland

geboren am 26. April 1787 in Tübingen

### Das Schifflein

Ein Schifflein ziehet leise  
Den Strom hin seine Gleise;  
Es schweigen, die drin wandern,  
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle  
Der braune Weidgeselle?  
Ein Horn, das sanft erschallet;  
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe  
Schraubt jener Stift und Habe  
Und mischt mit Flötenönen  
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,  
Als fehlt' ihr gar die Rede;  
Jetzt stimmt sie mit Gesänge  
Zu Horn und Flötenklänge.

Die Rudrer auch sich regen  
Mit taktgemäßen Schlägen;  
Das Schiff hinunterflieget,  
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,  
Man trennt sich in die Lande:  
„Wann treffen wir uns, Brüder,  
Auf o'inem Schifflein wieder?“

# DER LETZTE MANN VON NOTRE DAME

## Dem unbekanntem deutschen Soldaten

Von Petrus H. Steigerwald

Nebel lag über Schottland. Wir saßen in der Halle des Herrenhauses vor dem offenen Kaminfeuer. Lady Mac Cardie goß den Tee ein. Ihr Bruder, mein Freund, erzählte eines seiner Kriegserlebnisse, das er als sein erschütterndstes bezeichnete:

„Im Mai 1915 wurde ich mit meinem Regiment bei Arras, im Kampf um die gefürchtete Lorettohöhe, eingesetzt. Rechts von uns lagen Senegalener. Links die Elite der französischen Truppen: Alpenjäger. Unser Aufwand während dieser ersten, überraschenden Durchbruchschlacht an Menschen und Material war unheimlich, war maßlos. Die dreitägige Schlacht, der Kampf und der Sieg waren das Schönste und Unmenschlichste, was ich mit meinem Regiment während des Krieges erlebt habe. Drei Tage lang beackerte unsere Artillerie mit ihrer schweren amerikanischen Munition das Kampfgebirge. Kein Quadratmeter Boden war heil geblieben. Nichts erinnerte mehr an eine friedliche, saatsprohnde Erde. Mondkrater schienen vor uns zu liegen. Vorsintflutliches Land. Wir wurden von der Notre Dame-Höhe von schwersten deutschen Geschützen unter Feuer genommen und hatten schon vor dem Sturm unheimliche Verluste. Ich mußte mit meinem Regiment diese Höhe nehmen. Die Truppen rechts und links von mir trugen den Angriff vor und schlossen damit die Anhöhe beinahe ein. Ein schmaler Streifen verband noch die Stellung mit den rückwärtigen deutschen Linien. Unser überschender Durchbruch ließ dem Gegner keine Zeit, die schweren Geschütze zurückzunehmen. Eine kleine deutsche Gruppe, die sich vor der Artillerie verschanzt hatte und die Höhe zu halten versuchte, hoffte auf Verstärkung von Souchez aus. Der deutsche Regimentsgefechtsstab befahl, wie ich von Verwundeten erfahren hatte, dem Oberstleutnant von Blücher die Verteidigung der Notre Dame-Höhe. Blücher fiel, bevor er den Laufgraben, den bekannnten und gefürchteten „Hohweg“, erreichte. Das badische Grenadier-Regiment 110 erlitt unheimliche Verluste, wurde zersprengt, aufgerieben und konnte die gefürchtete Höhenstellung der Deutschen nicht mehr retten. Die wenigen Mann auf der Höhe waren dem Verderb, dem Untergang preisgegeben.

Rasendes Maschinengewehr- und Schrapnellfeuer bestrich ununterbrochen das Gelände. Unsere Schrapnellwölckchen tanzten und zerstoben über dem zwischen drei Angriffsfronten eingekleiteten Feind. Im Morgengrauen setzten unsere Minenwerfer ein. Das Chaos, Bersten, Dröhnen, Krachen, Splintern war grauenvoll. Die Erde bebte. In diesem eisbespikten Gelände konnte unmöglich noch ein Mensch leben, atmen, sich verteidigen. Endlich mußte doch unter dem Geschützfeuer, das siebzig Stunden ununterbrochen niederhagelte, ein deutsches Geschütz nach dem anderen aussetzen. Der Abschnitt, die Höhe schien sturmreif zu sein.

Senegalener gingen mit den Alpenjägern zum Angriff vor. Ein schwarzer Wall wälzte sich bergan. „Uerra-Uerra“ schrien die Horden und warfen sich nieder, als doch noch von neuem Schrapnell über ihnen platzten. Wo zum Teufel mochten dort ohne die Schützen stecken? In der Nacht mußte die Höhe fallen. Keineswegs durfte dem Gegner die Möglichkeit gegeben werden, die Nacht zur Heranziehung von Verstärkung zu benutzen. Es folgte eine Nacht, nach der ich keinen Morgen mehr erwartete. Wir lagen in Löchern, in Dreck eingebuddelt, zum Vorstoß bereit. Da setzte mit einmal deutsche Artillerie ein. Und sie setzte gut ein. Sie war vorzüglich eingeschossen, und hinter uns lag eine unerwindliche Sperrkette. Die Deutschen mußten auf alle Fälle von der Höhe aus Meldung erhalten oder einen Beobachtungsposten vorgeschoben haben.

Nichts wie raus aus diesem vernichtenden Feuer. Raus und bergan! Wir krochen unsichtbar, schwarz im Schatten der Nacht

vor. Da dröhnte und zischte von dem Berge doch wieder ein Geschütz und spie einen Schrapnellregen über uns aus. Bald kam der Abschuß von rechts, bald von links. „Ja, zum Teufel“, fluchten wir, „wieviele Geschütze empfangen uns noch?“ Die Artillerie setzte plötzlich aus. Im Tal, um die Höhe Notre Dame schwebte auch das Feuer. Todwund, kampfmüde lagen Freund und Feind in Mulden und Trichtern der blutgetränkten Erde. Nur noch die wenigen Geschütze der Anhöhe spien ihren Schrapnellregen in die Nacht. Nun aber krochen die Schwarzen wie die Panther durch den Busch bergan, um, mit der Handgranate in der Faust, den feuerspeienden Höllenschlund abzuwürfen. Ich schoß, was konnte es schaden, eine Leuchtugel ab. Taghell lag das Gelände. Das plötzliche, die Nacht aufreißende Licht stellte den Gegner. Ein einziger Mann stand und schoß. Lud und schoß. Neue Leuchtugel hoch. Er stand immer noch. Unheimlich drohend erschien diese schemenhafte Gestalt. Halbnackt mit blutigen Fetzen bedeckt, nahm er nun die Handgranaten vor und hielt sich damit den schwarzen herankriechenden Wall vom Leibe. Von rechts und von links krochen sie heran. Besonnen sie den aufragenden, breitspurig stehenden, sich gegen eine Hölle verteidigenden Mann. Die schwarze, grinsende Horde schoß wie verrückt. Der Mann mußte doch fallen! Mußte doch verwundet, mußte doch angeschossen sein. Aber er stand und schleuderte mit ungebrochener Kraft in wahnwitzig besserer Geschwindigkeit Granate um Granate den Schwarzen entgegen, bis er doch einer Kugel erlag, zusammensank und auch dann noch eine letzte Granate abzog und Raum um sich schuf. Zu Tode verwundet kroch er nun über Mulden, Tote, den Hang hinab und versuchte noch telephonisch Meldung zu machen. Ein Schuß verstümmelte die Worte, die er in die Muschel hauchte. Dann wurde es nach all diesem Getöse unheimlich still. Kaum ein Schuß hallte im weiten Gelände. Müde war der Mensch und die Erde, aus der er geschaffen, zu der er wieder zerfiel. Die Notre Dame-Höhe war uns. Es war kein Sieg. Keine heldische Tat. Das Glück wollte es so.

Unsere Leute verschanzten sich. Sanitäter schafften die Verwundeten fort. Der Deutsche war wieder zu seinem Geschütz, das er allein bis in die letzte mögliche Sekunde bedient hatte, zurückgekehrt. Mit der Zunge leckte der Dürstende den Morgentau von einem Gewehrschaft.

Ich neigte mich zu ihm. Bot ihm Wasser. ... Er lag frierend ohne Waffenrock. Ich zog einen herumliegenden Mantel herbei und bedeckte den Mann mit dem schmalen, knabenhaften Gesicht, dem die dünnen, blonden Haare über die klaffende Stirnwunde fielen. Dann fragte ich auf deutsch, ob ich etwas für ihn tun könne. Er würdigte mich keines Blickes, keiner Antwort. Mit schmerzverkrampftem Gesicht, dem Tode nahe, verzichtete er stolz auf jede Menschlichkeit. Dieser Mann erschütterte und beschämte mich. Durch Sanitäter ließ ich ihn zurück ins Feldlazarett schaffen und bat den Arzt, alles zu tun, diesen Mann zu retten. Ich durchsuchte seine Hosentasche nach einem Zeichen, Namen. Vergeblich. Alle Papiere fehlten, waren mit seinem Waffenrock verloren gegangen. Ein zerknauter Brief fand sich vor: „Mein Liebster, Mama und ich beten jeden Tag für Dich, daß Gott Dich uns erhalte. Du mein einziger Geliebter...“

Ich überbrachte dem Regimentsstab die Nachricht und inzwischen eingegangene Meldung, daß die Deutschen erneut Truppen bei Souchez zusammengezogen haben, und ein Gegenvorstoß zu erwarten sei. Ich berichtete auch den Vorgang der Kampfhandlung um Notre Dame. Schweigend vernahm die Herren den Bericht. Darauf besuchte ich nochmals meinen deutschen Kameraden. Namenlos. Der Arzt hielt eine Rettung für ausgeschlossen. Ich



Der alte Förster

O. Malura

war erschüttert. Ratlos wie ein Kind. Ja, ich bangte mehr, als ein Mensch vermag, um diesen Helden. Als er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, vernahm er von neuem das Dröhnen der schweren deutschen Geschütze.

„Das sind meine Kameraden“, flüsterte er, „sie kommen, ja, sie kommen wieder, immer wieder — sie lassen mich nicht allein — sie holen mich heim — meine deutschen Kameraden.“

„Ja, Kamerad“, sagte ich, „die Deutschen haben die Höhe von Notre Dame zurückgeholt!“

Darauf wandte er mir sein schmales, müdes Gesicht zu. So jung war es unter dem grauen Leid.

Nun sah er mich mit seinen großen, hellen, Freude überstrahlten Augen an. Ja, er versuchte sogar, im Schmerz, im Tode, der seinem Herzen immerzu näherrückte, beglückt und friedlich zu lächeln.

Wenige Minuten war jede Härte und Spannung von ihm ge-

wichen, lag er vom Leid erlöst und befreit. Tot. Wundstarrkrampf!

Auf Befehl des englischen Armeekommandanten wurde er unter allen militärischen Ehren beigesetzt.

Eine Kompanie schottischer Hochlandjäger war angetreten.

Eine englische Ehrensäule, deutsche Haubitzen, dröhnten über sein Grab hinweg. Zahlreiche Offiziere, soeben dem Graben entstieg, dem Tode entronnen, neigten das Haupt zum Gebet. Die Regimentsfahne senkte sich.

Kahl, ohne Schmuck, grau und öde wie das Land, lag das Grab. Da nahm der Kommandant selber die Fahne und bedeckte damit die geborgene Hülle des Helden von Notre Dame. Im Dämmerlicht des Abends leuchteten die Farben noch lange.

In schon vergilbenden Büchern oder in einem leidtragenden Herzen wird man sich heute noch eines ‚vermißten‘ Soldaten erinnern.“

# Die schlechte Rolle

Von Walter Erben

„Halt, einfach unmöglich, Madame Bernard!“ Der Regisseur sprang auf die Bühne, drängte die übrigen Schauspieler zur Seite und blieb, das Textbuch aufgeregt bewegend, vor Rose Bernard stehen. „Sie sprechen die Stelle: ‚Ich glaube, daß Gaston mich betrügt!‘, als wollten Sie uns davon in Kenntnis setzen, daß Sie am Nachmittag Ihre Schneiderin aufzusuchen beabsichtigen. Versetzen Sie sich doch in die Rolle der beklagenswerten Heidin, legen Sie mehr Empfindung, mehr Seele in Ihren Ausdruck. Um es Ihnen zu gestehen, ich vermisse eine gewisse verhaltene Leidenschaft, eine Anhäufung dämonischer Energien — Wir spielen den Auftritt noch einmal!“

Rose Bernard zuckte mit den Schultern. Ihr Gesicht wehrte sich gegen ein mitleidiges Lächeln, das Lächeln des großen Stars, des Lieblings des Publikums, seiner selbst und des Erfolges schon im voraus sicher.

Aber auch die dritte Wiederholung der Stelle fiel nicht zur Zufriedenheit des Regisseurs aus. „Schluß für heute. Letzte Probe morgen, um dieselbe Zeit!“ Er fuhr sich mit den kammartig gespreizten Fingern durch das lockige Haar und verließ ohne Gruß die Bühne.

„Die Bernard spielt einfach katastrophal. Sie wird uns die Erstausführung nächste Woche vollkommen verpatzen!“

„Tsch, mein Lieber, was ist da zu machen?“ Der Direktor des

Theaters schaute seinen Regisseur sorgenvoll durch seine dickgläserige Brille an. „Wissen Sie einen Rat?“

„Es gibt keinen, sonst hätte ich ihn schon befolgt! Wir können auch die Besetzung nicht ändern. Wenn sie nicht die Hauptrolle spielt, schaut sich überhaupt keiner das Stück an!“

Ein Lächeln machte das runde Gesicht des Direktors noch breiter, er kniff die kleinen wasserhellen Augen zu einem Strich zusammen. „Lassen Sie mich nur machen, ich habe darin meine Erfahrungen!“ Sagen Sie mal, wer ist die beste Freundin von der Bernard?“

Der Regisseur schüttelte ungläubig den Kopf. „Die beste Freundin von Rose Bernard ist Evelyne Vergne, die Tochter des berühmten Advokaten. Sie kennen sich schon von der Schule her. Eine schöne Frau übrigens...“

„Um so besser“, fiel ihm der Direktor ins Wort. „Monsieur Bernard wohnt doch in Paris? Nun, wir werden gleich sehen!“ Der dicke Zeigefinger hakte sich in das Nummernschild des Telefonapparates. Am anderen Ende des Drahtes erschien Herr Bernard, erstaunt und besorgt zugleich.

„Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, Monsieur, aber eine für Sie wie für mich, wenn nicht für ganz Paris außerordentlich wichtige Angelegenheit zwingt mich, Sie für einen Augenblick zu stören.“

Herr Bernard verzieh großmütig.

„Also, Ihre Frau Gemahlin ist nicht nur im Begriff, ihren guten Ruf als beste Schauspielerin von Paris, sondern auch unser Theater zu ruinieren. Ich halte es geradezu für meine Pflicht, Ihnen davon Mitteilung zu machen; denn Sie scheinen mir am besten dazu geeignet, das drohende Unheil abzuwenden!“

„Aber Herr Direktor, was sollte ich da machen? Wenn meine Frau schon auf Sie nicht hört, werden meine Bemühungen vergebens sein. Sie ist ein durchaus selbständiger Charakter! Im übrigen — sollten Ihre Befürchtungen nicht etwas übertrieben sein! Aber wenn Sie unbedingt meinen... was haben Sie mit mir vor?“

„Sie werden den gewissen zynischen Unterton verzeihen, der in meinem Vorschlag liegen mag. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit, aus der bedrohlichen Lage herauszukommen. Schließlich heiligt der gute Zweck die Mittel! Also, erschrecken Sie nicht — Sie haben sich binnen vierundzwanzig Stunden in Mademoiselle Vergne, in die Freundin ihrer Frau Gemahlin, zu verliehen und dafür zu sorgen, daß Ihre Frau es umgehend erfährt!“

„Sind Sie des Teufels, Herr Direktor“, krächzte es aus der Telefonkapsel, „halten Sie mich für solch einen guten Schauspieler!“ Herr Bernard protestierte, zögerte, schließlich willigte er ein.

„Vielen Dank, Monsieur Bernard, seien Sie versichert, daß ich mich, wenn nötig, auch mit meinem ganzen Einsatz um eine veröhnliche Vermittlung zwischen Ihnen und Ihrer Frau bemühen werde. Also abgemacht. Adieu!“

Der Direktor rieb sich die Hände vor Vergnügen. Der Regisseur hielt sich an der Stuhlkante fest. Er war sprachlos.

Die Generalprobe am nächsten Mittag zeigte eine gänzlich veränderte Rose Bernard. Ihre Worte überstürzten sich in erregter, leidenschaftlicher Aufwallung. Das „Ich glaube, daß Gaston mich betrügt“, war der Schmerzensschrei eines beleidigten Herzens. Ihr Spiel riß das ganze Ensemble mit.

„Bravo, Madame!“ rief der Regisseur zum Schluß der Probe. „Sie haben sich heute selbst übertroffen. Ich gratuliere Ihnen. Das wird ein Erfolg ohnegleichen werden! Sie sind wirklich eine bewunderwürdige Künstlerin!“

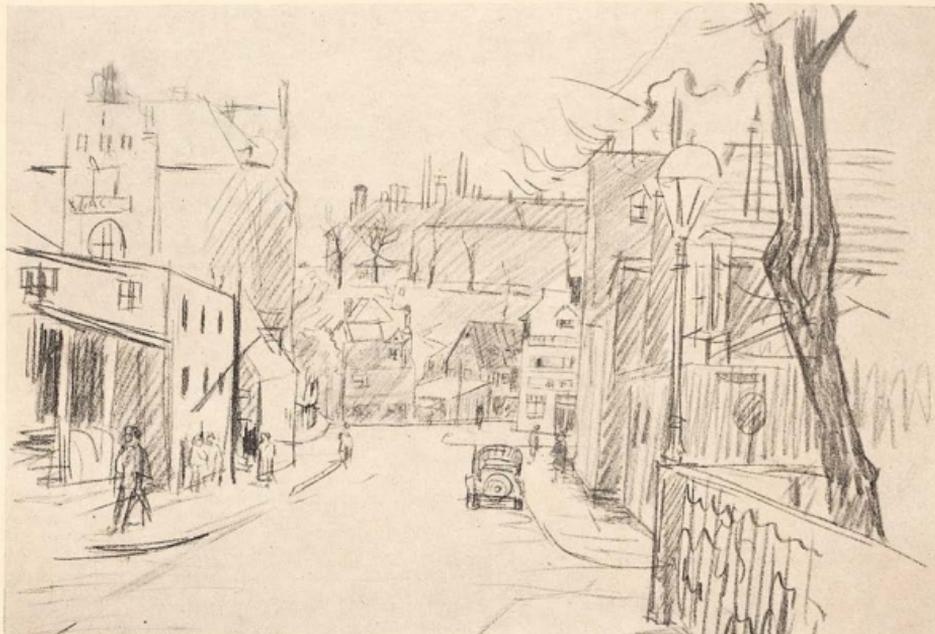
Rose Bernard lächelte matt. Das Spiel hatte sie vollkommen erschöpft. Ihr Gesicht drückte Sorge und Leid aus. Eine Müdigkeit lag grau um ihre Augenlider.

„Oh, Madame müssen sich erholen“, der Direktor faßte väterlich besorgt ihren Arm, „kommen Sie, ein guter Likör wird Sie wieder beleben!“



Studie

O. Malura



Alte Straße

O. Malura

Sie saßen sich in seinem Zimmer gegenüber. Der Regisseur hatte es vorgezogen, nicht mitzugehen.

„Eine Zigarette, Madame?“ Der Direktor öffnete die kleine Hausbar. „Trinken wir auf Ihren Ruhm, Madame, Sie haben fabelhaft gespielt. Ich habe ja nie an Ihrem Talent gezweifelt!“ Rose Bernard nippte nur an dem Glas.

„Sie haben Sorgen, verehrteste Freundin, ich weiß. Verzeihen Sie bitte, wenn ich mich sozusagen in Ihre privaten Angelegenheiten mische, aber ich bin daran nicht ganz unbeteiligt. Deshalb gestatten Sie mir, Ihnen ein Geständnis zu machen. Sie fühlen sich von Ihrem Mann betrogen, vielleicht berührt Sie es, zu hören, daß es nur den Anschein hat. Ihr Mann liebt sie noch in gleichem Maße wie früher. Das Zwischenspiel mit Ihrer Freundin war nichts mehr als ein Trick, um Ihre Gefühlsskala zu bereichern. Die Inszenierung stammt diesmal von mir, der Regisseur wußte nur, sich über Sie zu beklagen. Denken Sie, was alles auf dem Spiel stand; uns blieb kein anderer Ausweg. Aber zürnen Sie weder uns, noch Ihrem Manne. Sicher wird er Sie gleich abholen, rücksichtsvoller und mehr von Bewunderung erfüllt, als je zuvor. Ihr Gatte ist ein vortrefflicher Schauspieler. Mancher Berufsschauspieler dürfte bei ihm noch in die Schule gehen.“

Rose Bernard zerdrückte die Zigarette. Dann holte sie einen Brief aus ihrem Täschchen und warf ihn auf den Tisch. „Lesen Sie nur, Ihre Inszenierung läßt nichts zu wünschen übrig. Vielleicht hat mein Mann seine Rolle nur zu gut gespielt!“

Der Direktor entfaltete den Bogen. „Meine liebe Rose“, las er, „wenn Du diesen Brief erhältst, befinde ich mich mit Evelynne weit weg von Paris. Um Dir Deinen Ruf zu sichern, habe ich ein Spiel mit meinen Gefühlen gewagt, aus dem leider bitterer

Ernst geworden ist. Evelynne und ich haben uns sehr schätzen gelernt. Sei bitte nicht böse, ich weiß, Du wirst es schnell überwinden. Eine glänzende Karriere steht Dir offen, alle Zeitungen sprechen heute schon von Deiner Glanzrolle...“

Der Direktor ließ das Papier sinken. „Liebe, arme Freundin, nehmen Sie den Ausdruck meines aufrichtigen Mitgeföhls für Ihr Unglück entgegen. Aber fassen Sie es nicht so tragisch auf! Ihr Mann wird zu Ihnen zurückkehren. Ich habe darin meine Erfahrungen! Dann werden Sie ihm verzeihen. Ich habe vor, nächstens ein Stück herauszubringen, in dem die Heldin ihrem ungetreuen Mann vergibt. Sie scheinen mir gerade in der rechten Verfassung, diese Rolle zu übernehmen!“

Die Schauspielerin hatte mit ihren Fingern unruhig auf die Tischkante getrommelt. Jetzt aber fuhr sie auf: „Ich bewundere Ihre genialen Einfälle, Herr Direktor! Doch mir scheint, Sie weisen mir immer gerade die falsche Rolle an. Haben Sie vielleicht ein Stück in Ihrem Repertoire, in dem die Titelheldin ihrem verräterischen Mann eine Ohrfeige verabreicht? Nicht — sehr schade, allerdings. Aber vielleicht wissen Sie ein Stück, in welchem eine große, berühmte Schauspielerin kurz vor der Premiere, auf die die ganze Stadt wartet, ihren Direktor rücksichtslos im Stich läßt? Das wäre just das Richtige für mich. — Leben Sie wohl, mein Herr!“

Hefig warf sie im Hinausgehen die Tür zu. Der Direktor wollte ihr folgen. Auf dem Flur stieß er mit dem Regisseur zusammen. Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Tscha — es ist jammerschade“, stöhnte er, „ich habe so große Hoffnungen in ihr Talent gesetzt. Doch sie wird niemals eine Schauspielerin, eine große Künstlerin werden, niemals...“

# EINE HARMONIE

Von Josef Hiller

*Sehnsucht bleibt ein ewiger Sang  
Heimat ist ein guter Klang.*

Es haben mir dies drei Herzen gesungen,  
und es sang und es klang ins Weite.

So sprach ein Herz vom Meere:

Ich sehe immer das Meer, das man nie  
ergründen kann; ich höre das Rauschen  
und Dröhnen. Ich höre, wie es zischt und  
zischt, und ich sehe die ewige Brandung.  
Ich sehe das ewige Grün des Meeres  
und das ewige Grau, und verstehe, wenn  
es zu mir spricht. Ich warte immer, wenn  
es klagt und mich mahnt. Ich höre den  
Frieden, wenn es ruht und ich warte, bis  
die blauen Wogen wieder grau werden.  
Vom Wind und vom Sturm will ich hören,  
ob er mir Antwort bringt, das Meer hat  
mein Liebstes verschlungen und nun warte  
ich, ob es mir wieder mein Liebstes zu-  
rückbringt. Ich wandere ans Ufer und

warte, wie alte Fischer und Schiffer war-  
ten, bis sie das Meer verschlingt. Das  
Meer ist meine Heimat, das tiefe, unend-  
liche graue Meer.

Es sprach ein Herz vom Berge:

Ich sehe nur immer das Grüne. Der Wald  
ist meine Heimat, und ich höre das Echo  
immer, wenn es hallt. Ich sehe das Seh-  
nen der Berge, die nie zueinander kom-  
men können und sehe die Täler, die  
sprudelnden und vom Frieden sprechen.  
Die steilen Felsen sind meine Sehnsucht,  
denn sie haben mein Liebstes aufgenom-  
men, nur der weiße Schnee deckt meine  
Sehnsucht zu, bis das Leben ihn wieder  
verdrängt und mir sie wieder bringt.

Ich höre die Stimme Gottes im Grün und  
ich sehe, wie die Sonne am Himmel ver-  
brennt und vergeht; und ich höre den  
sprudelnden Quell, der mir die Antwort  
bringen soll, und ich lausche, und ich

warte, wenn der Wald lücht, aber ich  
fühle die Steine; und ich sehe die steile  
Wand, und niemand bringt mir die Ant-  
wort.

Und es sprach ein Herz von der Furche:

Ich sehe immer den braunen Boden und  
die Scholle. Und ich sehe eine Erde, die  
alles trägt und aufnimmt. Ich kenne die  
Kraft und das Regen, das im Menschen  
wohnt; ich sehe das Haus und den Herd  
und ich sehe die Liebe. Ich sehe das  
Schäumen und Bäumen der Pferde vor  
schwerer Last, und sehe die fette Saat  
und die volle Ernte. Ich bin auf der Erde,  
weil sie mein Liebstes verbirgt, und ich  
sehe die reife Frucht und wogende Felder.  
Sinnend stehe ich im reifen Korn und  
ich warte und betrachte den roten Mohn  
und das Blau der Blumen, die Liebe verkünden  
und Treue versprechen. Und ich ernte  
immer wieder, um neue Liebe zu säen;  
und ich sage Dank, wenn die Lerche singt,  
und auch den Wolken am Firmament. Und  
ich denke der Scheune, die die Liebe  
aufnimmt, und ich teile mein Herz mit den  
Menschen.

Ich trat vor die drei:

Ich wollte dem Herz vom Meere gelbe  
Rosen schenken, damit sich die Farben  
zur Harmonie verbinden sollen, und ich  
brachte dem Herz vom Berge weiße  
Rosen, damit sie das ewige Grün ver-  
bergen mögen, und ich wand dem Herz  
von der Furche einen Kranz von roten  
Rosen, damit die Liebe nimmer und nimmer  
vergehe.

Ich stellte an das Schicksal eine Frage,  
doch die Antwort verstummte.

Da sangen kleine Vögelein, Lieder von  
Liebe, da tanzten die Mädchen vor  
Freude, es blies eine neue Jugend die  
Schalmeyen und es kübten die Sonnen-  
strahlen die Erde.

Es vereinte sich die Welt in eine Har-  
monie, es ging die Liebe unter die  
Menschen; und die drei Herzen verbar-  
gen ihre ewige Sehnsucht.

Es sangen Burschen Lieder der Heimat,  
sie klangen durchs ganze Land, es  
schwankten die Wagen von der Schwere  
der Last und nimmer vergehen wollte die  
Kraft, bis Friede drang in die Ferne.

Die drei Herzen klangen aus, von einer  
Heimat durchdrungen.



Holzschnitt

Boll



Harz-Urwald

H. Kistler

## Begehren

Wenn glänzender Augen  
Schwelliges Winken  
Zwei Seelen verbindet,  
Wenn jede von beiden  
In fieberdem Blinken  
Das Wünschen empfindet,  
Das rieselnd und sacht  
Unwiderstehlich macht —

Wie streichelnde Hand  
Und wie lodernder Brand  
Den Willen bezwingt —  
Dann  
Beginnt jenes Gleiten  
Ohne Widerstand,  
Dann  
Locken Seligkeiten

Aus der Liebe Land  
Und  
Menschen werden gefangen,  
Die sonst vorbei gegangen —  
Nun mögen sie zittern und bebem,  
Ihr Schicksal fordert ein neues Leben.

W. H. Dammann

## Glanz fällt über den Weg . . .

Glanz fällt über den Weg  
Und der Blick in den Himmel ist frei  
Und stürmt, ein erlöster Gefangener  
Die lichten Fernen.

Gesättigt von Bläue und Duft  
Kehrt er in mich zurück —  
Seele und Herz  
Strömt noch über von seinem Reichtum,  
Der wird zu Liebe . . .

Wer ist heute noch arm? Kleine Blumen am Weg  
Lassen nicht Müde vorbei,  
Lachen dich an, bis du froh bist  
Erndnah und daseinsdurchpulst . . .

Glanz fällt über den Weg,  
Tiefatmend lüchle und fühle,  
Wie die Sonne dich lüde  
Segnet und weckt . . .

Jika v. Petényi

## Wahre Geschichten

Fräulein Frieda, Tochter eines zum Gutsbesitzer avancierten Heringshändlers, wird in einer Gesellschaft von ihrem Tischherrn gefragt: „Gnädiges Fräulein, welches Buch lesen Sie gegenwärtig?“

Da die Tochter um eine Antwort verlegen ist, antwortet zuvorkommend die Mutter: „Meine Tochter liest nur Bücher von 4 Mark an!“

Fritzen geht seit Ostern in die Schule. Eines Tages bringt er einen Zettel mit nach Hause, auf dem die Eltern aufgefordert werden, den Kindern das Schulgeld mitzugeben. Als der Vater das am nächsten Morgen tut, sieht ihn Fritzen erstaunt und traurig an: „Vater, Jeld mußte dafür noch noch zahlen?“

In die Sprechstunde eines Arztes kommt eine Frau, die sich zur Erlangung einer Rente untersuchen lassen muß und deren Personalien der Arzt aufnehmen muß. Nachdem Vor- und Zuname festgestellt ist, fragt der Arzt: „Wie alt?“  
Patientin: „69 Jahre.“  
Arzt: „Haben Sie Kinder?“  
Patientin: „Ja, fünf.“  
Arzt: „Sind Sie Witwe oder lebt Ihr Mann noch?“  
Patientin: „Nein, mein Mann ist bereits als Bräutigam gestorben.“



Die Kunst soll nicht nur ein Konfekt für die Tafeln der Großen und Reichen sein, sie soll eine kraftvolle Speise für alle sein. Eine zweite Natur gleichsam, soll sie wie die Sonne ihren Glanz über Große und Kleine, über Arme und Reiche verbreiten.

Peter Cornelius

## Wahre Geschichten

Meine Frau kann das Eheflitzen nicht lassen, so sehr ich mich auch über diese Manie schon geirrt habe.

Da unlängst finde ich auf ihrem Schreibtisch einen Brief an eine heiratlustige Jungfer, worin sie über einen passenden, wohl nicht mehr jungen, aber noch ganz netten Junggesellen berichtet und auch dessen Photographie beischließt. Voll Wut werfe ich das Bild in den Ofen, stecke an dessen Stelle ein Brustbild von Moritz I., dem berühmten Affen aus dem Kolosseum in den Brief und gebe selben auf.

Nach fünf Tagen zeigt mir meine Frau, triumphierend über ihren Erfolg das Antwortschreiben, worin es hieß:

„Liebe Freundin!

Ich wäre ganz einverstanden. Wenn der Herr auch nicht gerade hübsch ist, so sieht er doch riesig vornehm aus...“

## Der gute „Richter“

Batteriechef: „Sehr Ihr den Häuptling der Aufständischen dort? ... Laßt ihm einmal eine Granate ins Auge pfeifen!“

Der Richtkanonier: „In welches... mein Kapitän?“ (Le Rire)

## Schwabing

„Aber Eva, du hast ja schon wieder deine Stiefel mit meiner Zahnbürste geputzt!“

## Humor des Auslandes

Die Millionärsfrau: „Aber um Gotteswillen Mann, weshalb ziehst du denn dieses Landstreicherkostüm an?“

„Ich gehe auf's Steueramt, mein Einkommen angeben!“



**EXAKTA**  
**KLEINBILD-REFLEX**  
Schlitzverschluss von 1/100 bis 1/2 Sek. Selbstauslöser  
Auswechselbare Optik bis 1:1,7  
Anschluß für Blitzkondensator,  
Zwischenobjektiv für Mikroskop,  
Akkumulator



Prospekt gratis

Dresden-Striesen 589



**Kinderlachen — Kinderfreude in Dein Haus!**  
**Nimm ein Ferienkind!**

Ein erschütterndes Zeitdokument aus d. Weltkrieg

ist das Buch von  
Albin Hentze,

**Mc. Leod's  
Lebensweg**

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom

Verlag G. Hirth AG.,  
München, Herrstraße 10

## Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung  
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt W. Schütz**  
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

**Der Kupfinger Wastl**  
geht zum Bauerntheater  
von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler  
G Hirth Verlag AG., München 2 NO

**Werbung**  
bringt Arbeit

## Bauendecken

Kunstseide, Füllung  
reine Daun, an.  
39.— RM. an.  
**W. KAISER,**  
Nürnberg, Feilzstr. 25



Verlag G. Hirth AG.,  
München, Herrstraße 10

# Elfad, der Afghane

Von Wolfgang Köhler

Der Weg über das Gebirge, so erzählte der Forscher, ein asiatisches Gebirge, groß, kalt und kahl, ein tückischer Boden, bald vom Winde zerfurchter trockener Sand, bald Schlamm, der sich schwer an die Füße der Tiere hängt — mein Weg über das Gebirge hatte mich in die Höhe geführt, wo jedes Wachstum zu ersterben beginnt. Über die Vertiefungen der zerhöhten Erde spannt sich Eis, und dieses überweht der Schnee, der hin und wieder fällt.

Dort traf ich Elfad, den Jäger. Die Glocken der Kamele, die sonst das wenige Wild vor uns verschrecken, mochten ihn angelockt haben. So trat er vor mich hin, und ich ließ ihn fragen, ob er mich über den Kamm des Gebirges führen wolle. Ja, sagte er.

Er war in zusammengenähte Felle gehüllt, die doch nicht seine ebenmäßige Gestalt verbargen. Was er bei sich trug, war eine Flinte mit Munition, ein Feuerstein, ein Messer und ein Säckchen voll Salz.

Ich erinnere mich, die vom Fleisch der wilden Tiere lebenden Ur-menschen abgebildet gesehen zu haben, in Museen und in Büchern. Sie haben da niedere Stirnen und brutale Nasen. Ihr Blick ist wüst und ihre Glieder sind plump.

Elfads Antlitz aber war schön geformt, seine Glieder wie die der Antilopen, und vollends sein Blick schien von einem unbeschreiblichen Ernst wie verschleierte zu sein, jener Trauer, die in den Augen edler Tiere ist. Er schritt uns voran mit einem leichten, knabenhaften Gang. Die Bewegungen seines braunen Körpers waren fein und rasch, und jeder Schuß, den ich von ihm sah, traf gut.

Am Abend saß er wie ein Schatten neben dem Feuer, das wir aus dem trockenen Mist der Yake entfachten, und sah in die Flammen. Ich weiß nicht, daß er je gelacht oder ungefragt gesprochen hätte.

Mit der Zeit gewann er Zutrauen zu mir, und durch das wenige Afghanisch, das ich verstand, erfuhr ich, daß er jahraus jahrein in diesen Bergen umherstreifte. Er nächtigte in Höhlen und Mulden, er trank das Wasser der wenigen Quellen oder des geschmolzenen Schnees und er aß das Fleisch der erlegten Tiere, Kulane, Antilopen, zuweilen auch Bären, deren Fell er aufhob und im Frühling in den Tälern verkaufte. Im Frühling, sagte er mit aufleuchtenden Augen. Im Frühling komme ich zu meinen

Freunden. Seine Freunde, das waren im Frühling alle Menschen, die er traf.

Das ganze übrige Jahr aber gehörte er der Einsamkeit dieses Gebirges, die mit keinem Wort unserer Sprache bezeichnet werden kann. Denn das ist nicht die Einsamkeit des Meeres und nicht die Einsamkeit unserer Alpen; es ist eine asiatische Einsamkeit.

Man konnte es sich kaum vorstellen, aber er mußte doch einmal eine Mutter gehabt haben, an der er hing, und einen Vater, der ihn die Fährten des Wildes und den Gebrauch der Büchse lehrte. Er muß doch einmal vor einem Mädchen heiß geworden sein, jung und stark wie er war. Sein ganzes Wesen verbot, daß man ihn danach fragte, und er hat sein Geheimnis gut gewahrt, der Schweigsame.

Denn er verfiel plötzlich derselben Krankheit, die mir schon zwei meiner Diener auf früheren Forschungsfahrten genommen hatte. 4000 m über dem Meer mag die Luft eine andere Ernährung fordern als unsere Konserven, noch dazu eine für ihn durchaus ungewohnte Speise, Gift. Ich gab ihm ein Pferd und hoffte, daß es ihm in tieferen Lagen besser werden würde. Aber schon am dritten Morgen bat er mich, ihn zurückzulassen. Ich muß sterben, Herr, sagte er.

Er starb gelassen, wie es sonst nur langbärtige Philosophen oder Kämpfer für einen Gedanken tun. Elfad aber war jung, stark und schön. Wir beteten ihn in den feuchten Sand, und die Mohammedaner verrichteten ihre eintönigen Gebete, bevor wir weiterzogen.



Affenstudie

G. Rheinert

1937 / JUGEND Nr. 19 / 11. Mai 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. / Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Karl Schilling, München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8. / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawal, Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München, D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pr. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto. / Abbestellungen nur 4 Wochen vor Quartalsende



Der Radiobastler

Walter Busch (München)

#### Humor des Auslandes

Der unzufriedene Käufer: „Gar nichts taugt Ihr Haarwasser! Seit drei Wochen reibe ich mir täglich den Kopf damit ein — umsonst! Und sie sagten, auf einem Billard-Ball brächte es Haare hervor!“  
Der Drogist: Wenn Sie das Zeug auf Ihren Kopf schütten, können Sie doch nicht verlangen, daß der Billard-Ball Haare kriegt!“

„Ich beobachtete gestern meine Schwester und ihren Bräutigam durchs Schlüsselloch, wie sie Abschied nahmen.“  
„Und was haben sie ausgemacht?“  
„Das Licht!“

Bei einem Familiendiner zeichnete sich ein junger Mann, wohl durch gute Manieren und guten Appetit, aber so wenig durch irgend eine Unterhaltungsgebe aus, daß die übrigen Gäste ihn zu hänseln anfangen. Der Dame des Hauses tat der Ärmste in der Seele leid. Da wurde nach dem Dessert im Nebenzimmer Klavier gespielt. „Vielleicht“, schießt ihr als rettender Gedanke durch den Kopf, „ist der arme Jüngling musikalisch! Dann könnte er ja Wagner oder Chopin oder einen Walzer spielen und den trostlosen Eindruck verwischen.“  
„Spielen Sie vielleicht Klavier?“ fragt sie ihn mit erwartungsvollem Lächeln.  
„Nein, das ist im Nebenzimmer!“ erwidert der nun für immer Erledigte! —

„Jones erzählte mir, sein Holzbein hätte ihm letzte Nacht so wehe getan!“  
„Unsin, wie kann ihm das Holzbein weh tun?“  
„Seine Frau hat ihn damit verhaufen!“

#### Zweideutig

„Was macht mein Prozeß, Herr Rechtsanwalt? Meinen Sie, daß ich mein Geld bekomme?“  
„Ich mein's bestimmt!“

#### Zwei Freundinnen

„Du, Werner sagte gestern, ich hätte Ähnlichkeit mit dir.“  
„Frechheit! Ich werde ihm mal meine Meinung sagen!“  
„Und ich möcht' ihn am liebsten wegen Beleidigung verklagen!“

#### Auf der Wohnungssuche

„Dürfen wir in Ihrem Hause auch Klavier spielen, Hunde halten und...“  
„Aber gewiß, gerne!“  
„Dann nehmen wir die Wohnung nicht!“

„Herr Professor! Sie vergaßen Ihren Schirm bei uns.“  
„Ach, hätten Sie mich doch nicht zurückgerufen! Nun war er wenigstens bei ehrlichen Leuten, wer weiß, wo ich ihn jetzt stehen lassen werde.“

#### Zwei Hausfrauen

„Wenn die Eier frisch bleiben sollen, müssen sie an einen kühlen Ort gelegt werden.“  
„Ja, aber wie soll man den Hühnern das bloß beibringen?“

„Dem Manne steht doch die Ehrlichkeit auf dem Gesicht geschrieben.“  
„Ja, aber verdammt unleserliche Handschrift!“

Sie: „Hast du mein neues Kleid schon bewundert?“  
Er: „Nein, nur die Rechnung!“

#### Die naive Mutter

„Is 's wahr, Frau Huberin. Eahner Tochter hat sich a Kloans aus der Stadt bracht?“  
„Ja! Sie sagt, in der Säuglingslotterie hat sie 's g'wonnen!“

#### Der Dichter

„Ich geh nach Italien! Dort kann man sich doch wenigstens aufs Klima austreden, wenn einem nichts einfällt!“

#### Humor des Auslandes

„Sitzt du auch bequem, Schatz?“  
„Ja, mein Liebling!“  
„Sind die Polster weich und zart?“  
„Ja, Geliebter!“  
„Du fühlst gar keine Beschwerden?“  
„Nein, Süßer!“  
„Und zieht es dir auch nicht?“  
„Gewiß nicht, mein Alles!“  
„Dann wechsele, bitte, den Platz mit mir!“

Der kleine dreijährige Wolfgang ist im Garten hingefallen. Er heult fürchterlich. Das Kinderfräulein untersucht in gründlich, ob er vielleicht eine Verletzung davongetragen hat, kann jedoch nichts entdecken. Da kommt die Mutter dazu. „Ja, was hast denn, Wolfgang, bist du gefallen?“  
„Ja... hu... hu... man find's aber nicht!“

#### Die Wünschelrute

„Da graben Sie nach! Da muß Wasser kommen! Sehen Sie nur, wie die Rute ausschlägt!“  
„O mei, da is ja dem Weinhändler Geierberger sein Keller drunt!“

Mein Freund Nuttinger borgte sich zwanzig Mark von mir und versprach mir Bezahlung zu Neujahr.  
Er zahlte natürlich nicht.  
Gestern aber bin ich ihm begegnet und kriegte mein Geld.  
„Freund“, sagte er, „eigentlich hätt ich dir's zu Neujahr geben sollen, ich hab's dir versprochen, ich hab auch Geld gehabt. Aber, weißt, ich wollte keinen Präzedenzfall schaffen.“



R. Pfeiffer

„Das Christentum predigt doch, man soll seinen Feinden verzeihen?“ — „Allerdings, aber nirgends ist von politischen Gegnern die Rede!“